

**HEYNE <**

## Das Buch

Clay Carter ist ein junger Rechtsanwalt. Er träumt von einer prestigeträchtigen und lukrativen Stelle in einer der großen Kanzleien. Stattdessen muss er sich schon viel zu lange und zu mühsam seine Sporen im Büro des Pflichtverteidigers verdienen. Nur zögernd nimmt er einen Fall an, der für ihn schlicht ein weiterer Akt sinnloser Gewalt in Washington, D.C., ist: Ein junger Mann hat mitten auf der Straße scheinbar wahllos einen Mord begangen. Doch als Clay sich routinemäßig mit den Hintergründen der Tat und der Vergangenheit des Angeklagten befasst, taucht wie aus dem Nichts ein geheimnisvoller, einflussreicher Mann auf, der Clay ein Angebot macht, das er kaum ausschlagen kann: Aus dem einfachen Mordfall wird unversehens ein kompliziertes und gefährliches Verfahren gegen einen der größten Pharmakonzerne der Welt. Die Schadenssumme, um die es geht, ist gigantisch. Der Fall könnte Clay zerstören, sollte er jedoch Erfolg haben, wäre Clay am Ende des Verfahrens nicht nur ein reicher Mann, sondern über Nacht ein berühmter und gefürchteter Opferanwalt. Er muss nur bereit sein, sich viele, mächtige Feinde zu machen – und alles zu verraten, an das er je geglaubt hat.

## Der Autor

John Grisham wurde 1955 in Arkansas geboren. Anfang der 80er Jahre war er in Mississippi als Anwalt tätig. Sein erster Gerichtsthriller *Die Jury* erschien 1988, mit dem zweiten Buch *Die Firma* gelang ihm der internationale Durchbruch, seitdem stehen seine Bücher stets ganz oben auf den Bestsellerlisten. Zahlreiche seiner Romane dienten als Vorlage zu Hollywoodfilmen, die allesamt zu Kassenschlagern wurden. John Grisham lebt mit seiner Familie in Virginia und Mississippi.

Ein ausführliches Werkverzeichnis des Autors findet sich im Anschluß an den Roman.

John Grisham

# DIE SCHULD

Roman

*Aus dem Amerikanischen von Dr. Bernhard Liesen,  
Bea Reiter, Kristiana Ruhl und Imke Walsh-Araya*

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe  
THE KING OF TORTS  
erschien bei Doubleday, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

6. Auflage

Taschenbucherstausgabe 08/2004  
Copyright © 2003 by Belfry Holdings, Inc.  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003 by  
Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Published in Germany 2010  
Umschlaggestaltung und Motiv: © Hauptmann & Kompanie  
Werbeagentur, Zürich  
Satz: Franzis print & media, München  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-87786-3

## I

Als die Kugeln Pumpkins Kopf durchschlugen, hörten nicht weniger als acht Leute die Schüsse. Drei schlossen instinktiv die Fenster, überprüften die Türschlösser und verharrten in ihren kleinen Wohnungen, wo sie sich halbwegs in Sicherheit wähnten. Zwei andere, denen derartige Vorfälle vertraut waren, suchten schneller das Weite als der Mörder. Ein weiterer, der Mülltrennungsfanatiker des Viertels, hörte die kurzen, scharfen Explosionen aus nächster Nähe, als er gerade auf der Suche nach Getränkedosen den Abfall durchwühlte. Da solche Scharmützel hier an der Tagesordnung waren, sprang er hinter einen Berg aufeinander getürmter Kartons und wartete dort, bis der letzte Schuss verhallt war. Dann trat er vorsichtig wieder auf die kleine Straße. Dort fiel sein Blick auf das, was von Pumpkin noch übrig war.

Die restlichen zwei Personen sahen fast alles. Sie saßen an der Ecke Georgia Avenue und Lamont Street direkt vor einem Spirituosenladen auf Plastikkästen für Milchkartons. Bevor der Mörder Pumpkin in die Seitengasse folgte, blickte er sich flüchtig um, aber er bemerkte die beiden nicht, weil sie teilweise durch einen geparkten Wagen verdeckt wurden. Gegenüber der Polizei gaben sie später übereinstimmend zu Protokoll, sie hätten gesehen, dass der Mann eine Waffe aus der Tasche gezogen habe – eine kleine schwarze Pistole. Eine Sekunde später seien die Schüsse gefallen. Allerdings hätten sie nicht gesehen,

wie die Kugeln in Pumpkins Schädel einschlugen. Einen Augenblick darauf tauchte der junge Mann mit der Pistole aus der Seitenstraße auf und flüchtete aus unerfindlichen Gründen ausgerechnet in Richtung der beiden Augenzeugen. Er rannte wie ein verängstigter Hund, hatte den Oberkörper gebeugt, als lastete schwere Schuld auf ihm. Seine rot und gelb gemusterten Basketballschuhe wirkten fünf Nummern zu groß und verursachten bei jedem Schritt ein klatschendes Geräusch auf dem Asphalt.

Als er an den beiden Zeugen vorbeilief, hielt er die Waffe, wahrscheinlich eine Achtunddreißiger, noch in der Hand. Er bemerkte sie und zuckte zusammen, da ihm schlagartig bewusst wurde, dass sie zu viel gesehen hatten. Einen quälenden Moment lang kam es ihnen so vor, als würde er die Waffe auf sie richten, um sie zu töten. Geistesgegenwärtig ließen sie sich von den Getränkekästen nach hinten fallen und robbten in einem wilden Durcheinander aus Armen und Beinen in Deckung. Währenddessen verschwand der Mann mit der Pistole.

Einer der beiden stieß die Tür des Spirituosenladens auf und schrie, jemand solle die Polizei benachrichtigen, es habe eine Schießerei gegeben.

Eine halbe Stunde später erhielt die Polizei die Nachricht, dass ein junger Mann, auf den die Beschreibung von Pumpkins Mörder passte, zweimal in der Ninth Street gesehen worden sei. Er halte die Pistole noch in der Hand und habe sich einigermaßen auffällig verhalten. Zumindest eine Person habe er auf ein unbebautes Grundstück zu locken versucht, doch dem Betreffenden sei es gelungen zu fliehen. Anschließend informierte er die Polizei.

Eine Stunde später wurde der Mann verhaftet. Er hieß Tequila Watson, war zwanzig Jahre alt, schwarz und hatte das übliche Vorstrafenregister eines Drogenabhängigen. Keine Familie, die diese Bezeichnung verdient hätte, kein fester Wohnsitz. Zuletzt hatte er in einer Drogenentziehungseinrichtung in der W Street gewohnt. Die Pistole hatte er unterwegs verschwin-

den lassen. Falls er Pumpkin Drogen oder sonst etwas geraubt hatte, musste er auch das weggeworfen haben, denn in seinen Taschen war nichts zu finden. Sein Blick wirkte klar, und die Polizeibeamten waren sicher, dass er bei der Festnahme weder unter Drogen- noch unter Alkoholeinfluss stand. Nach einem kurzen und ruppigen Verhör, das an Ort und Stelle stattfand, legte man ihm Handschellen an, um ihn dann unsanft auf die Rückbank eines Streifenwagens der Washingtoner Polizei zu verfrachten.

Die Beamten brachten den Verdächtigen zur Lamont Street zurück, wo eine Art Gegenüberstellung mit den beiden Zeugen stattfinden sollte. Sie führten Tequila in die Seitengasse, in der Pumpkins Leiche gelegen hatte. »Schon mal hier gewesen?«, fragte einer der Polizeibeamten.

Statt zu antworten, starrte Tequila nur auf die Blutlache auf dem schmutzigen Asphalt. Mittlerweile wurden die beiden Zeugen unauffällig geholt.

»Das ist er«, sagten beide wie aus einem Mund.

»Dieselben Klamotten, dieselben Schuhe. Nur die Pistole fehlt.«

»Ja, das ist er.«

»Da gibt's keinen Zweifel.«

Nachdem Tequila wieder in den Streifenwagen geschoben worden war, brachte man ihn ins Gefängnis. Da er wegen Mordverdachts eingesperrt wurde, hatte er keine Chance, gegen Kautions sofort wieder auf freien Fuß gesetzt zu werden. Ob aus Erfahrung oder aus Angst – Tequila sagte kein Wort, als die Polizeibeamten ihn befragten, bedrängten und schließlich bedrohten. Nichts Belastendes, nichts Klärendes. Es gab keinerlei Hinweise auf ein mögliches Motiv für den Mord an Pumpkin oder darauf, ob zwischen ihnen eine Verbindung bestand. Ein erfahrener Detective hielt in einer kurzen Aktennotiz fest, dieser Mord komme ihm willkürlicher vor als bei ähnlichen Fällen.

Tequila bat nicht darum, telefonieren zu dürfen, und fragte weder nach einem Anwalt noch nach einem Kautionsbür-

gen. Er wirkte benommen und schien damit zufrieden zu sein, in einer überfüllten Zelle zu sitzen und auf den Boden zu starren.

Pumpkins Vater war spurlos verschwunden. Seine Mutter arbeitete als Sicherheitsbeamtin im Erdgeschoss eines großen Bürogebäudes in der New York Avenue. Die Polizei hatte drei Stunden benötigt, um den richtigen Namen – Ramón Pumphrey – und die Adresse ihres Sohnes herauszubekommen und einen Nachbarn zu finden, der bereit war, den Beamten zu sagen, dass Ramón Pumphrey noch eine Mutter hatte.

Als die Polizisten an ihrem Arbeitsplatz eintrafen, saß Adelfa Pumphrey hinter einem Tisch und starrte unbeteiligt auf mehrere Monitore. Sie war groß, dick und trug eine eng sitzende Khakiuniform, an deren Gürtel eine Pistole baumelte. Ihre Miene wirkte völlig desinteressiert. Die Beamten hatten sich schon hunderte Male in einer solchen Situation befunden. Nachdem sie die schlechte Nachricht überbracht hatten, fragten sie nach ihrem Chef.

In einer Stadt, in der sich tagtäglich junge Menschen gegenseitig umbrachten, wurden die Menschen dickfellig und hartherzig. Jede Mutter kannte etliche andere Mütter, deren Kinder durch Gewaltverbrechen ums Leben gekommen waren, und jeder Verlust eines Menschenlebens ließ den Tod auch in der eigenen Familie einen Schritt näher rücken. Alle Mütter wussten, dass jeder Tag der letzte sein konnte. Aber sie hatten auch gesehen, wie andere Mütter die Tragödie überlebt hatten. Während Adelfa Pumphrey dasaß, das Gesicht in die Hände gebettet, dachte sie an ihren Sohn, an seinen leblosen Körper, der jetzt irgendwo in dieser Stadt lag und von Fremden untersucht wurde.

Sie schwor demjenigen Rache, der Ramón getötet hatte, wer immer es auch sein mochte.

Sie verfluchte seinen Vater, der das eigene Kind im Stich gelassen hatte.



Sie weinte.

Aber Adelfa Pumphrey wusste, dass sie überleben würde. Irgendwie würde sie es schaffen.

Als die Vernehmung zur Anklage stattfand, war auch Adelfa Pumphrey anwesend. Die Polizisten hatten ihr erzählt, dies sei der erste Auftritt des Mörders ihres Sohnes vor dem Richter – eine reine Routineangelegenheit, die schnell über die Bühne gehen werde. Der Häftling werde sich nicht schuldig bekennen und einen Anwalt verlangen. Eingerahmt von ihrem Bruder und einem Nachbarn, saß Adelfa weinend in der letzten Reihe des Gerichtssaals und tupfte sich mit einem durchnässten Taschentuch die Tränen ab. Sie wollte den Jungen endlich sehen. Sie wollte ihn fragen, warum er ihren Sohn umgebracht hatte. Aber sie machte sich keine Illusionen – diese Chance würde man ihr nicht geben.

Nacheinander wurden die Kriminellen durch den Raum getrieben wie Rinder bei einer Viehauktion. Es waren ausnahmslos junge Schwarze, alle in orangefarbenen Overalls und mit Handschellen. Und mit einem vergeudeten Leben.

Bei Tequila hatte man sich nicht mit Handschellen begnügt, sondern seine Handgelenke und Fußknöchel zusätzlich aneinander gekettet. Obwohl er ein besonders gewalttätiges Verbrechen begangen hatte, machte er einen ziemlich harmlosen Eindruck, als er mit der nächsten Gruppe von Gesetzesbrechern in den Gerichtssaal gebracht wurde. Mit einem raschen Blick über die Anwesenden suchte er nach irgendeinem bekannten Gesicht. Vielleicht hatte sich ja jemand seinetwegen in den Gerichtssaal bemüht. Als man ihn auf einen der Stühle drückte, ließ es sich einer der bewaffneten Gerichtsdiener nicht nehmen, Tequila auf Adelfa Pumphrey aufmerksam zu machen: »Da hinten sitzt die Mutter von dem Jungen, den du umgebracht hast. Die Frau in dem blauen Kleid.«

Mit gesenktem Kopf wandte sich Tequila langsam um. Er blickte Pumpkins Mutter in die verheulten, geröteten Augen, aber nur für einen winzigen Moment. Während Adelfa den

dürren Jungen in dem viel zu großen Overall anstarrte, fragte sie sich, wo seine Mutter sein mochte, wie sie ihn großgezogen hatte, ob auch er ohne Vater aufgewachsen war und – am wichtigsten – wie und warum sich die Wege dieses Jungen und ihres Sohnes gekreuzt hatten. Die beiden waren im selben Alter wie die anderen Delinquenten hier – um die zwanzig. Die Polizeibeamten hatten ihr berichtet, bislang deute bei diesem Mord nichts darauf hin, dass Drogen im Spiel gewesen seien. Aber sie wusste es besser. Bei dem, was auf den Straßen passierte, waren auf die eine oder andere Weise immer Drogen im Spiel. Adelfa kannte sich aus. Auch Pumphrey hatte Marihuana und Crack konsumiert. Er war sogar einmal festgenommen worden, aber nur wegen Drogenbesitz. Gewalttätig war er nie gewesen. Die Polizisten sahen kein Motiv; ihrer Meinung nach hatte bei diesem Mord der Zufall Regie geführt. Adelfas Bruder dagegen hatte gesagt, alle Straßentote wirkten zwar zufällig, aber es gebe immer einen Grund.

An einem Tisch auf der einen Seite des Gerichtssaals saßen die Vertreter des Staates. Die Polizisten flüsterten mit den Anklägern, während diese Akten und Berichte durchblättern und sich tapfer bemühten, mit ihrem Papierkram nicht hinter den vorgeführten Kriminellen zurückzubleiben. Auf der anderen Seite stand ein Tisch für die Rechtsanwälte, die kamen und gingen, während die Verdächtigen an dem Richter vorbeidefiliierten. Der Richter seinerseits rasselte die Anklagen herunter – Drogendelikte, dazwischen ein bewaffneter Raubüberfall, ein etwas unklares Sexualdelikt, erneut Drogengeschichten und immer wieder Verletzung der Bewährungsaufgaben. Wenn die Namen der Angeklagten aufgerufen wurden, brachte man sie vor den Richter, wo sie wortlos warteten. Nachdem Papierkram und Formalitäten erledigt waren, wurden sie unsanft weggezerrt und wieder in ihre Zellen gebracht.

»Tequila Watson«, rief schließlich einer der Gerichtsdienner.

Ein Kollege half Tequila aufzustehen. Während er mit kleinen Trippelschritten auf den Richter zustolperte, hallte das Klirren der Ketten durch den Raum.

»Sie sind des Mordes angeklagt, Mr Watson«, sagte der Richter laut. »Wie alt sind Sie?«

»Zwanzig«, antwortete Tequila mit gesenktem Blick.

Die laut vorgebrachte Mordanklage war niemandem im Gerichtssaal entgangen. Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Die Mienen der anderen Kriminellen verrieten Bewunderung, die der Rechtsanwälte und der Polizisten Neugier.

»Können Sie sich einen Anwalt leisten?«

»Nein.«

»Hätte mich auch gewundert«, murmelte der Richter, während sein Blick bereits zum Tisch der Anwälte schweifte. Beim Obersten Gericht des Distrikts Columbia, Abteilung Kapitalverbrechen, gab es fruchtbare Felder zu beackern, um die sich Tag für Tag die Anwälte des Büros der Pflichtverteidiger, des OPD, bemühten. Das OPD war die letzte Hoffnung aller mittellosen Angeklagten. Siebzig Prozent der Prozesse wurden von vom Gericht bestellten Anwälten übernommen, von denen in der Regel immer ein halbes Dutzend anwesend war. Pflichtverteidiger erkannte man an ihren billigen Anzügen, dem ramponierten Schuhwerk und den vor Unterlagen berstenden Aktentaschen. Doch ausgerechnet in diesem Augenblick war nur ein einziger anwesend, nämlich der ehrenwerte Clay Carter II., der kurz vorbeigeschaut hatte, um sich um zwei Verbrecher deutlich weniger schweren Kalibers zu kümmern. Jetzt fand er sich allein auf weiter Flur und hatte nur einen Wunsch – diesen Gerichtssaal so schnell wie möglich wieder zu verlassen. Er blickte nach links und nach rechts und begriff dann, dass der Richter tatsächlich ihn ins Visier genommen hatte. Wo waren die anderen Pflichtverteidiger abgeblieben?

Vor einer Woche hatte Mr Carter einen Mordfall abgeschlossen, der ihn fast drei Jahre lang beschäftigt hatte. Als das Urteil gefällt war, wurde sein Mandant in ein Gefängnis verfrachtet, das er sein Leben lang nicht mehr verlassen würde – zumindest nicht auf dem offiziellen Weg. Clay Carter war ziemlich glücklich darüber, dass dieser Mandant jetzt hinter Gittern saß, und erleichtert, weil im Augenblick keine Akten

auf seinem Schreibtisch herumlagen, die irgendetwas mit Mord zu tun hatten.

Doch das sollte sich jetzt offensichtlich ändern.

»Mr Carter?«, fragte der Richter. Das war kein Befehl, sondern eine Einladung, die ihm zuge dachte Rolle zu spielen. Man erwartete von ihm, dass er vortrat und sich wie ein Pflichtverteidiger verhielt, dessen Aufgabe eben darin bestand, die Mittellosen zu vertreten, egal, worum es ging. In Anwesenheit der Staatsanwälte und der Polizisten durfte er sich keine Verunsicherung anmerken lassen. Carter musste schlucken, aber er zuckte nicht zusammen. Möglichst beherzt trat er vor den Richter, als wollte er sofort ein Schwurgerichtsverfahren beantragen. Der Richter reichte ihm die eher dünne Akte, und Carter blätterte sie flüchtig durch, ohne Tequila Watsons flehendem Blick Aufmerksamkeit zu schenken. »Wir werden auf nicht schuldig plädieren, Euer Ehren«, sagte er dann.

»Danke, Mr Carter. Heißt das, dass Sie die Verteidigung übernehmen?«

»Zumindest fürs Erste.« Carter tüftelte bereits aus, unter welchem Vorwand er diesen Fall einem seiner Kollegen aufhalsen konnte.

»Gut, vielen Dank«, sagte der Richter und griff nach den Unterlagen zum nächsten Fall.

Für ein paar Minuten nahm Carter mit seinem neuen Mandanten am Tisch der Verteidigung Platz. Tequila Watson rückte allerdings nur ein paar äußerst dürftige Informationen heraus. Abschließend versprach Carter, am nächsten Tag im Gefängnis vorbeizuschauen, damit sie ein längeres Gespräch führen konnten. Während die beiden sich leise unterhielten, tauchten plötzlich wie aus dem Nichts Carters Kollegen aus dem OPD auf.

War das ein abgekartetes Spiel?, fragte er sich. Waren die anderen Pflichtverteidiger klammheimlich verschwunden, weil sie wussten, dass dem Richter ein Mordverdächtiger vorgeführt werden sollte? Während der vergangenen fünf Jahre hatte sich auch Carter mehrfach auf diese Weise aus der Affäre

gezogen. In seinen Kreisen hatte es sich fast zu einer Kunst entwickelt, sich vor den unangenehmen Fällen zu drücken.

Er klemmte sich seine Aktentasche unter den Arm und stürmte durch den Mittelgang, ohne von den besorgten Verwandten der Angeklagten oder von Adelfa Pumphrey und ihren beiden Begleitern Notiz zu nehmen. Im Flur befanden sich etliche weitere Kriminelle, auch sie in Begleitung ihrer Mütter, Freundinnen und Anwälte. Unter den anderen Pflichtverteidigern gab es einige, die schworen, ohne das Chaos im H. Carl Moultrie Courthouse nicht leben zu können. Angeblich liebten sie den Druck, unter dem die Verfahren stattfanden, die Atmosphäre latenter Gefahr, die die vielen, in einem Raum zusammengepferchten Gewaltverbrecher verströmten, die schmerzlichen Konflikte zwischen Opfern und Tätern und die endlos langen Prozesslisten mit den dicht gedrängten Terminen. Wollte man ihren Worten Glauben schenken, dann hielten sie es für ihre Mission, die Unterprivilegierten zu schützen und dafür zu sorgen, dass sie von der Polizei und der Justiz fair behandelt wurden.

Sollte Clay Carter jemals den Wunsch empfunden haben, als Pflichtverteidiger im OPD Karriere zu machen, so war ihm der Grund dafür mittlerweile entfallen. In einer Woche stand sein fünfjähriges Dienstjubiläum an, doch zum Feiern gab es keinen Anlass. Er hoffte, dass sich niemand daran erinnern würde. Mit seinen einunddreißig Jahren war Clay bereits ausgebrannt, gefangen in einem Büro, das er seinen Freunden allenfalls beschämt präsentieren konnte, und auf der Suche nach einem Ausweg aus seiner Misere. Doch er fand keinen. Und jetzt hatte er auch noch diesen sinnlosen Mordfall am Hals, der von einer Minute zur anderen zu einer immer schwereren Last wurde.

Im Aufzug verfluchte er sich, weil er so blöde gewesen war, sich den Mord aufbürden zu lassen. Er hatte einen echten Anfängerfehler gemacht und war doch eigentlich schon viel zu lange in diesem Geschäft, um noch in eine solche Falle zu tappen. Eine Falle, die ihm zudem auf bestens vertrautem Terrain

gestellt worden war. Ich schmeiß den ganzen Kram hin, versprach er sich, doch diesen Schwur hatte er während des vergangenen Jahres fast jeden Tag vor sich hin gemurmelt.

Außer ihm waren noch zwei andere Personen im Lift – eine Gerichtsschreiberin mit einem Haufen Akten unter dem Arm und ein etwa vierzigjähriger Mann in schwarzer Designerkleidung: Jeans, T-Shirt, Jackett, Krokodillederstiefel. Er hielt eine Zeitung in den Händen und schien zu lesen. Seine kleine Lesebrille hatte er bis auf die Spitze der ziemlich langen, markanten Nase hinabgeschoben. Tatsächlich beobachtete er Clay, der aber nichts bemerkte, weil er in Gedanken versunken war. Warum sollte man auch einem anderen Menschen im Aufzug dieses Gebäudes Beachtung schenken?

Hätte Carter seine Umgebung aufmerksam betrachtet, statt seinen Gedanken nachzuhängen, wäre ihm mit Sicherheit aufgefallen, dass dieser Mann für einen Angeklagten zu gut und für einen Anwalt nicht dezent genug gekleidet war. Außer der Zeitung hatte er nichts dabei, und schon das war merkwürdig. Dieses Gerichtsgebäude war nicht gerade dafür bekannt, dass man darin ein gemütliches Lektürestündchen abhalten konnte. Der Mann schien weder Richter noch Gerichtsschreiber, weder Verbrechenopfer noch Angeklagter zu sein. Aber Clay nahm ihn nicht zur Kenntnis.

In Washington gab es etwa sechundsiebzigttausend Rechtsanwälte, von denen viele für die riesigen Kanzleien arbeiteten, die sich in Steinwurfnähe zum Kapitol befanden. Das waren reiche und mächtige Büros, die die hellsten Köpfe der Branche mit geradezu obszönen Bonussen als Partner köderten, farblosen ehemaligen Kongressabgeordneten großzügig dotierte Lobbyistenjobs anboten und deren gefragteste Prozessführer eigene Agenten hatten. Das OPD spielte nicht annähernd in dieser Liga.

Einige Pflichtverteidiger vom OPD glaubten mit missionarischem Eifer daran, die Armen und Unterdrückten verteidigen zu müssen. Für sie war dieser Job kein Sprungbrett für eine aussichtsreichere Karriere an anderer Stelle. Ungeachtet des miserablen Gehalts und der mickrigen Budgets blühten sie förmlich auf, wenn sie daran dachten, dass ihre einsame Arbeit immerhin mit einer gewissen Unabhängigkeit verbunden war. Außerdem verschaffte es ihnen innere Befriedigung, ihre schützende Hand über die Underdogs zu halten.

Andere Pflichtverteidiger sahen diesen Job nur als Übergangslösung, als hartes Grundlagentraining, das für einen späteren Karrieresprung unabdingbar war. Wollte man die Stufen des gesellschaftlichen Erfolgs erklimmen, musste man diese harte Schule eben durchstehen und sich dabei auch die Hände schmutzig machen. Als Pflichtverteidiger machte man

Erfahrungen, die einem Juristen aus einer großen Kanzlei verwehrt blieben. Eines Tages würde sich der Lohn dieser harten Fronarbeit schon einstellen, und zwar in Form einer lukrativen Offerte einer Kanzlei mit Perspektive. Eine unerschöpfliche, praktische Erfahrung mit Prozessen, das Wissen um den Umgang mit Richtern, Gerichtsschreibern und Polizisten, die Bewältigung härtester Arbeitsbelastung und der geschickte Umgang mit den schwierigsten Mandanten – dies waren nur einige der Pluspunkte, die ein Pflichtverteidiger bereits nach ein paar Jahren gesammelt hatte.

Beim OPD arbeiteten achtzig Anwälte, deren Büros in zwei Stockwerken des Gebäudes der Stadtverwaltung untergebracht waren, einem gesichtslosen Betonkasten an der Mass Avenue, ganz in der Nähe des Thomas Circle, der allgemein nur »Würfel« genannt wurde. Außer den Pflichtverteidigern waren im Gewirr der mikroskopisch kleinen Büros des OPD noch etwa vierzig schlecht bezahlte Sekretärinnen und drei Dutzend Anwaltsassistenten tätig. Chefin des OPD war eine Frau namens Glenda, die sich die meiste Zeit in ihrem Büro einschloss, weil sie sich dann in Sicherheit glaubte.

Das Anfangsgehalt eines Pflichtverteidigers betrug 36 000 Dollar pro Jahr. Gehaltserhöhungen gab es nur in großen Abständen, und sie fielen immer minimal aus. Der älteste Anwalt – mit dreiundvierzig Jahren bereits völlig ausgepowert – verdiente mittlerweile 57 800 Dollar und drohte seit neunzehn Jahren mit Kündigung. Der Grund für die extreme Arbeitsbelastung lag darin, dass Washington den Kampf gegen das Verbrechen verlor. Seit acht Jahren beantragte Glenda zehn weitere Rechtsanwälte und ein Dutzend Anwaltsassistenten. Stattdessen wurde ihr das Budget seit vier Jahren im Vergleich zum Vorjahr immer weiter zusammengestrichen. Doch im Augenblick war ihr Problem, dass sie die unangenehme Entscheidung treffen musste, welche Anwaltsassistenten sie entlassen und welchen Rechtsanwältinnen sie eine Teilzeitstelle verordnen sollte.

Wie die meisten seiner Kollegen hatte auch Clay Carter wäh-



rend des Jurastudiums nicht im Traum daran gedacht, eines Tages als Pflichtverteidiger verarmter Krimineller sein Geld zu verdienen – nicht einmal übergangsweise. Während seiner Zeit am College und später an der juristischen Fakultät der Georgetown-Universität hatte Clays Vater eine eigene Anwaltskanzlei gehabt. Neben seinem Studium hatte Clay dort jahrelang in einem eigenen Büro stundenweise gearbeitet. Damals konnte er sich noch ausschweifenden Träumen hingeben, in denen er gemeinsam mit seinem Vater finanziell lukrative Prozesse führte.

Doch als Clay im letzten Studiumsjahr war, musste sein Vater die Kanzlei dichtmachen. Anschließend verließ er Washington – aber das war eine andere Geschichte. Clay wurde Pflichtverteidiger, weil er kurzfristig keine andere Stelle ergattern konnte.

An seinem neuen Arbeitsplatz musste er drei Jahre lang taktieren und alles in Bewegung setzen, um ein eigenes Büro zu bekommen, in dem er nicht ständig von einem Kollegen oder einem Anwaltsassistenten gestört wurde. Leider war der fensterlose Raum nur so groß wie die Abstellkammer einer bescheidenen Vorortwohnung, und schon der Schreibtisch nahm die Hälfte der Fläche ein. Sein Büro in der Kanzlei seines Vaters war viermal so groß gewesen und hatte Fenster auf das Washington Monument gehabt. Clay versuchte, diese Bilder aus seinem Gedächtnis zu löschen, doch sie drängten sich ihm immer wieder auf. Mittlerweile waren fünf Jahre ins Land gegangen. Manchmal saß er nur an seinem Schreibtisch, starrte die Wände an, die von Monat zu Monat näher zu rücken schienen, und fragte sich, wie um alles in der Welt er in diesem Kabuff gelandet war.

Er warf Tequila Watsons Akte auf seinen sauberen, aufgeräumten Schreibtisch und zog das Jackett aus. In dieser trostlosen Atmosphäre war die Versuchung groß, das Büro zu vernachlässigen. Unordnung, aufeinander getürmte Akten und hohe Papierstöße wären jederzeit durch die extreme Arbeitsbelastung und fehlendes Personal zu entschuldigen gewesen.

Aber sein Vater hatte immer gesagt, ein aufgeräumter Schreibtisch lasse auf ein gut funktionierendes Gehirn schließen. Wenn man nicht in der Lage sei, etwas innerhalb von dreißig Sekunden wiederzufinden, müsse man mit finanziellen Verlusten rechnen. Eine weitere unumstößliche Regel, die zu befolgen er Clay gelehrt hatte, besagte, dass anfallende Rückrufe sofort getätigt werden sollten.

Folglich war Clay eifrig darum bemüht, Schreibtisch und Büro aufgeräumt zu halten, was bei seinen eher schlampigen Kollegen für Erheiterung sorgte. In der Mitte einer Wand hing das gerahmte Abschlusszertifikat der juristischen Fakultät der Georgetown-Universität. Zwei Jahre lang hatte er das gute Stück in der Schublade gelassen, aus Furcht davor, dass seine Anwaltskollegen fragten, warum ein Absolvent von Georgetown für ein so lausiges Gehalt arbeite. Weil man Erfahrungen sammeln muss, sagte sich Clay. Ich arbeite hier, um Erfahrungen zu sammeln. Jeden Monat ein Prozess – harte Prozesse gegen harte Staatsanwälte vor harten Jurys. Umgang mit den Unterprivilegierten aus der Gosse, den ihm keine große Kanzlei bieten konnte. Geld würde er später verdienen, als im Kampf gestählter und immer noch sehr junger Anwalt.

Während er auf die dünne Watson-Akte starrte, die fein säuberlich genau in der Mitte seines Schreibtischs lag, dachte Clay erneut darüber nach, wie er diesen undankbaren Job einem Kollegen aufhalsen konnte. Allmählich hatte er die Nase voll von der exzellenten praktischen Ausbildung, den schwierigen Fällen und all den anderen unsinnigen Aufgaben, mit denen man sich als unterbezahlter Pflichtverteidiger gewöhnlich abfinden musste.

Sechs Zettel auf seinem Schreibtisch informierten ihn darüber, dass er sechs Rückrufe tätigen musste, fünf davon geschäftlicher Natur. Doch zuerst rief er seine langjährige Freundin Rebecca an.

»Ich habe wahnsinnig viel zu tun«, sagte Rebecca, nachdem sie die obligatorischen einleitenden Nettigkeiten hinter sich gebracht hatten.

»Du hast mich angerufen«, erinnerte Clay sie.

»Ja, aber jetzt habe ich trotzdem nur eine Minute.« Rebecca arbeitete als Assistentin für einen Hinterbänkler aus dem Kongress, der Vorsitzender irgendeines sinnlosen Unterausschusses war. Doch wegen dieser Funktion hatte man ihm ein weiteres Büro zugebilligt, in dem er zusätzliches Personal unterbringen konnte, zu dem auch Rebecca gehörte. Tagelang war sie damit beschäftigt, sich hektisch auf die nächsten Anhörungen vorzubereiten, die vor leeren Reihen stattfanden. Den Job verdankte sie ihrem Vater, der im Hintergrund die Fäden gezogen hatte.

»Ich kann mich vor Arbeit auch kaum retten«, sagte Clay. »Gerade kam wieder ein Mordfall rein.« Irgendwie schaffte er es, ein bisschen Stolz in seiner Stimme mitschwingen zu lassen, ganz so, als wäre es eine Ehre, den Pflichtverteidiger für Tequila Watson spielen zu dürfen.

Diese Gespräche waren bei ihnen ein Ritual. Wer hatte am meisten zu tun, wer den wichtigeren Job? Wer arbeitete am härtesten? Wer musste dem größeren Druck standhalten?

»Morgen hat meine Mutter Geburtstag«, sagte Rebecca. Eine kleine Kunstpause gab Clay die Chance zu der Bemerkung, er habe es nicht vergessen. Aber so war es nicht. Der Geburtstag ihrer Mutter war ihm herzlich egal. Er mochte sie nicht. »Meine Eltern haben uns zum Essen im Club eingeladen.«

Ein ohnehin schlimmer Tag drohte zum Fiasko zu werden. Clay fiel nur eine reflexhafte Antwort ein: »Ja, natürlich.«

»Also, so gegen sieben Uhr. Mit Jackett und Krawatte.«

»Natürlich.« Lieber hätte er mit Tequila Watson im Knast zu Abend gegessen.

»Ich muss weitermachen«, sagte Rebecca. »Ich liebe dich.«

»Ich dich auch.«

Wieder eines der typischen Gespräche zwischen ihnen. Ein paar schnell hingeworfene Sätze, bevor beide wieder ihren ach so wichtigen Aufgaben nachgingen. Clay blickte auf die Fotografie von Rebecca, die vor ihm auf dem Schreibtisch stand.

Die Komplikationen ihrer bisherigen Beziehung hätten völlig ausgereicht, um zehn Ehen zu zerstören. Vor langer Zeit hatte Clays Vater ihren Vater verklagt; wer den Prozess gewonnen oder verloren hatte, ließ sich nicht mehr recht nachvollziehen. Ihre Familie stammte aus der alteingesessenen Gesellschaft von Alexandria, während Clay in deren Augen nur der Sohn eines Verlierers war. Rebeccas Eltern waren stark rechtsgerichtete Republikaner, was man von Clay nicht behaupten konnte. Weil ihr Vater durch rücksichtslose Naturzerstörung im Norden Virginias Bauland für die wuchernden Vorstädte von Washington erschloss, wurde er allgemein »Bennett der Bulldozer« genannt. Da Clay nicht gefiel, was Bennett trieb, überwies er – ohne es an die große Glocke zu hängen – Geld an zwei Organisationen von Umweltschützern, die gegen diese Erschließung kämpften. Rebeccas Mutter hatte nichts außer dem gesellschaftlichen Aufstieg der Familie im Sinn und hätte es am liebsten gesehen, wenn ihre beiden Töchter schwerreiche Männer geheiratet hätten. Clay hatte seine Mutter seit elf Jahren nicht mehr gesehen. Gesellschaftliche Ambitionen waren ihm fremd. Und Geld hatte er auch nicht.

Seit fast vier Jahren gab es zwischen Clay und Rebecca jeden Monat heftige Auseinandersetzungen, die in den meisten Fällen von ihrer Mutter angezettelt wurden. Beider Liebe, Lust und Entschlossenheit, allen Widrigkeiten zu trotzen, hatten ihre Beziehung bisher am Leben gehalten. Doch in letzter Zeit glaubte Clay bei Rebecca eine gewisse Ermüdung wahrzunehmen, einen sich unmerklich steigernden Überdruß, der vermutlich etwas mit dem Älterwerden und dem permanenten Druck ihrer Familie zu tun hatte. Mittlerweile war sie achtundzwanzig. An einer beruflichen Karriere hatte sie eigentlich kein Interesse. Sie wollte einen Ehemann und eine Familie. Sie sehnte sich nach müßigen Tagen im Country Club, wo sie ihre Kinder verwöhnen, Tennis spielen und mit ihrer Mutter essen gehen konnte.

Als plötzlich wie aus dem Nichts Paulette Tullos auftauchte, zuckte Clay erschrocken zusammen. »Sie haben dich wie-

der drangekriegt und dir einen Mordfall angehängt, oder?«, fragte sie schmunzelnd.

»Warst du dort?«

»Ich habe das Unheil kommen sehen und beobachtet, wie es seinen Lauf nahm. Leider konnte ich nichts für dich tun.«

»Wirklich sehr aufmerksam. Ich werde mich revanchieren.«

Wäre in Clays Büro ein weiterer Stuhl gewesen, hätte er Paulette gebeten, sich einen Moment zu setzen, doch für zusätzliche Möbel gab es keinen Platz. Allerdings benötigte Clay auch in der Regel keinen zweiten Stuhl, da seine Mandanten sowieso immer im Gefängnis saßen. Gemütliche Plauderstündchen waren in der täglichen Routine des OPD nicht vorgesehen.

»Wie stehen meine Chancen, mir diesen Fall vom Hals zu schaffen?«

»Schlecht bis aussichtslos. Auf wen wolltest du ihn denn abwälzen?«

»Eigentlich hatte ich an dich gedacht.«

»Tut mir Leid, ich habe bereits zwei Mordfälle. An deiner Stelle würde ich mich nicht darauf verlassen, dass Glenda dir hilft, den Fall loszuwerden.«

Von seinen Kollegen im OPD war Clay mit Paulette am engsten befreundet. Sie stammte aus einer üblen Gegend der Stadt und hatte College und Jurastudium mühsam in Abendkursen absolviert. Trotz allem schien ihr Aufstieg in die Mittelklasse vorgezeichnet gewesen zu sein. Dann lernte sie einen wohlhabenden alten Griechen kennen, der ein Faible für junge schwarze Frauen hatte. Er heiratete sie und brachte sie in einer komfortablen Wohnung im Nordwesten Washingtons unter. Kurz darauf entschloss er sich überraschend, doch wieder in Europa zu leben, und entschwand über den Ozean. Paulette vermutete, dass er dort eine oder zwei weitere Ehefrauen hatte, aber das bereitete ihr kein sonderliches Kopfzerbrechen. In finanzieller Hinsicht hatte sie keinen Grund zum Klagen, und sie war alles andere als vereinsamt. Nach zehn Jahren funktionierte das Arrangement mit ihrem Mann bestens.

»Ich habe gehört, was der Staatsanwalt gesagt hat«, berich-

tete Paulette. »Wieder ein Mord auf offener Straße, aber das Motiv ist unklar.«

»Das kam in der langen Geschichte dieser Stadt schon öfter vor«, bemerkte Clay.

»Aber es scheint kein Motiv zu geben.«

»Irgendein Motiv gibt's immer – Geld, Drogen, Sex oder auch nur ein Paar neue Nikes.«

»Stimmt es, dass der Junge bisher nie durch Gewalttätigkeit aufgefallen ist? Kein ellenlanges Vorstrafenregister?«

»Du weißt, dass man sich nur selten auf den ersten Eindruck verlassen kann, Paulette.«

»Vor zwei Tagen bekam Jermaine einen ähnlichen Fall – kein Motiv.«

»Davon habe ich nichts gehört.«

»Vielleicht solltest du es mal mit ihm versuchen. Er ist ehrgeizig und noch nicht lange im Geschäft. Wer weiß, möglicherweise kannst du den Fall auf ihn abwälzen.«

»Ich werde mich sofort darum kümmern.«

Jermaine war nicht im Haus. Aber aus irgendeinem seltsamen Grund stand die Tür von Glendas Büro einen Spaltbreit offen, und so klopfte Clay kurz an und trat dann ein. »Haben Sie einen Augenblick Zeit?«, fragte er, obwohl ihm klar war, dass es seiner Chefin verhasst war, auch nur eine Minute mit ihren Untergebenen zu verbringen. Glenda erledigte ihren Job ganz passabel. Sie organisierte die Arbeitsabläufe und hielt die Gelder zusammen, doch am wichtigsten war, dass sie sich um die politischen Angelegenheiten im Rathaus kümmerte. Aber eigentlich mochte sie die Menschen nicht, und deshalb zog sie es vor, sich hinter ihrer Bürotür zu verschanzen.

»Natürlich«, antwortete Glenda, ohne dass es auch nur im Geringsten überzeugend geklungen hätte. Es war unübersehbar, dass ihr die Störung nicht behagte, und genau damit hatte Clay auch gerechnet.

»Ich war heute Morgen zufällig zur falschen Zeit am falschen Ort und habe wieder einen Mordfall angehängt bekommen, den ich lieber abgeben würde. Ich habe gerade erst den

Fall Traxel abgeschlossen, und Sie wissen ja, dass mich diese Geschichte drei Jahre in Anspruch genommen hat. Was Mord angeht, könnte ich mal eine kleine Pause gebrauchen. Wie wär's denn mit einem der jüngeren Kollegen?«

»Sie wollen kneifen, Mr Carter?«, fragte Glenda stirnrunzelnd.

»Allerdings. Mal wieder ein paar Monate Drogendelikte und Einbrüche. Um mehr bitte ich Sie gar nicht.«

»Und wer soll Ihrer Meinung nach den Fall ... Wie heißt der Angeklagte?«

»Tequila Watson.«

»Ah, Tequila Watson. Also, Mr Carter, wem hatten Sie den Fall Watson zuggedacht?«

»Ist mir eigentlich egal. Ich brauche nur einfach eine kleine Atempause.«

Glenda lehnte sich in ihrem Bürosessel zurück wie eine weise alte Vorstandsvorsitzende und begann, auf dem hinteren Ende ihres Stifts herumzukauen. »Ist das nicht bei uns allen so, Mr Carter? Brauchen wir nicht alle eine kleine Atempause?«

»Ja oder nein?«

»Wir haben achtzig Rechtsanwälte, Mr Carter, von denen nur etwa die Hälfte die für Mordfälle nötigen Voraussetzungen mitbringt. Von denen hat jeder mindestens zwei solche Fälle am Hals. Übergeben Sie Ihren Fall einem Kollegen, wenn Sie es schaffen – aber ich werde mich nicht einschalten.«

Auf dem Weg zur Tür drehte sich Clay noch einmal um. »Übrigens, eine Gehaltserhöhung könnte ich auch brauchen. Wenn Sie die Güte hätten, sich damit zu befassen.«

»Nächstes Jahr, Mr Carter. Nächstes Jahr.«

»Ein Anwaltsassistent wäre auch hilfreich.«

»Nächstes Jahr.«

Und so blieb die Akte Tequila Watson auf dem penibel aufgeräumten Schreibtisch von Jarrett Clay Carter II.

Das Gebäude war ein Gefängnis, und obwohl es der modernen Architektur entsprach und von einigen stolzen Stadtoberen mit großem Pomp eingeweiht worden war, blieb es das auch. Es entsprach den neuesten Sicherheitsstandards und war mit allem möglichen technischen Schnickschnack ausgerüstet. Gebaut für das nächste Jahrhundert, effizient, sicher und human, aber vom ersten Tag an überbelegt. Schon von außen verbreitete der an einer Seite fensterlose Betonklotz eine Atmosphäre der Hoffnungslosigkeit. Innen waren die von zahllosen Wärtern beaufsichtigten Kriminellen auf engstem Raum zusammengepfercht. Weil es sich besser anhörte, hatte man den von den Architekten geprägten Projektnamen »Strafjustizzentrum« übernommen, doch auch dieser zeitgemäße Euphemismus konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass dieses Wunderwerk der Baukunst ein Gefängnis war.

Für Clay Carter war das Gefängnis vertrautes Terrain, da er fast alle seine Mandanten hier traf, nachdem sie verhaftet worden waren und bevor sie gegen Zahlung einer Kautions wieder freigelassen wurden – falls sie sie bezahlen konnten. Etliche waren dazu nicht in der Lage. Obwohl bei den Verbrechen vieler seiner Mandanten keine Gewalttätigkeit im Spiel war, wurden sie – ungeachtet von Schuld oder Unschuld – so lange weggeschlossen, bis sie ihren letzten Gerichtstermin hinter sich gebracht hatten. Tigger Banks hatte fast acht Monate in die-



sem Gefängnis gesessen – wegen eines Einbruchs, den er gar nicht begangen hatte. Dadurch verlor er nicht nur seine beiden Teilzeitjobs, sondern auch seine Wohnung, von seiner Würde ganz zu schweigen. Als er Clay zum letzten Mal anrief, bettelte er ihn mit flehenden Worten um Geld an. Er lebte auf der Straße, rauchte wieder Crack und war auf dem besten Weg, erneut mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten.

In dieser Stadt konnte praktisch jeder Strafverteidiger seine eigene Tigger-Banks-Story erzählen; auf ein Happyend wartete man bei diesen Geschichten vergebens. Daran war nichts zu ändern. Jeder Gefängnisinsasse kostete den Staat einundvierzigtausend Dollar pro Jahr. Warum war das System so scharf darauf, Geld zum Fenster rauszuwerfen?

Clay hatte es satt, sich mit diesen Fragen herumschlagen zu müssen. Er hatte die Nase voll von den Tigger Banks dieser Welt, von dem Gefängnis und den mürrischen Wärtern, die ihn am Kellereingang, der von den meisten Anwälten benutzt wurde, in Empfang nahmen. Er konnte den Gestank in dem Gefängnis nicht mehr ertragen und hatte die idiotischen Formalitäten satt, die aus irgendwelchen Bürokratenhandbüchern über die Sicherheit in Gefängnissen stammten.

Neun Uhr an einem Mittwoch. Eigentlich war das egal, da für Clay ohnehin ein Tag wie der andere war. Über einem Schiebefenster hing ein Schild mit der Aufschrift RECHTSANWÄLTE. Als die Justizangestellte befand, dass Clay lange genug gewartet hatte, schob sie das Fenster wortlos ein Stück nach oben. Da die beiden sich seit fast fünf Jahren immer nur mit einem finsternen Blick begrüßten, war jedes Wort überflüssig. Nachdem sich Clay in ein Register eingetragen und es zurückgegeben hatte, schloss sich das Fenster wieder. Zweifelsohne war es aus kugelsicherem Glas, damit die Justizangestellte nicht von durchdrehenden Anwälten attackiert wurde.

Zwei Jahre lang hatte sich Glenda damit abgemüht, ein einfaches Procedere durchzusetzen. Die Pflichtverteidiger und andere Kollegen sollten sich eine Stunde vor ihrem Eintreffen durch einen Anruf ankündigen, damit die Mandanten zeitig

in die Nähe des für die Anwälte bestimmten Sprechzimmers gebracht werden konnten. Ein simpler, vernünftiger Vorschlag, der von den Bürokraten zweifellos deshalb abgelehnt worden war, weil er so simpel und vernünftig war.

An einer Wand standen ein paar Stühle, auf denen die Anwälte warten sollten, während ihre Bitte, mit ihrem Mandanten sprechen zu dürfen, im Schneckentempo an jemanden in den oberen Stockwerken weitergereicht wurde. Um neun Uhr morgens saßen hier immer ein paar von Clays Kollegen herum, die nervös in ihren Unterlagen blätterten, im Flüsterton Handygespräche führten und sich gegenseitig ignorierten. Zu Beginn seiner Laufbahn hatte Clay gelegentlich dicke juristische Wälzer mitgebracht und wichtige Passagen mit einem gelben Filzstift markiert, um den anderen Rechtsanwälten zu imponieren. Heute zog er stattdessen die *Washington Post* aus der Tasche, um den Sportteil zu studieren. Wie immer warf er vorher einen Blick auf die Uhr, um später zu wissen, wie viel Zeit er mit dem Warten auf Tequila Watson verplempert hatte.

Vierundzwanzig Minuten, stellte er schließlich fest. Gar nicht mal so übel.

Ein Wärter führte ihn durch einen Flur in einen länglichen Raum, der in der Mitte durch eine dicke Scheibe aus Plexiglas geteilt wurde. Der Wärter zeigte auf die vierte Kabine, und Clay setzte sich. Der Platz auf der anderen Seite der Scheibe war noch leer. Erneut musste er sich in Geduld üben. Er zog einige Papiere aus der Aktentasche und versuchte, sich ein paar Fragen für Tequila zurechtzulegen. In der Kabine rechts neben ihm war ein Kollege in ein geflüstertes, aber intensives Gespräch mit seinem Mandanten vertieft. Den Häftling konnte Clay nicht sehen.

Der Wärter kam zurück und sagte so leise, dass man fast auf die Idee gekommen wäre, ein solches Gespräch sei gesetzeswidrig: »Ihr Mandant hat eine schlechte Nacht hinter sich.« Er kauerte sich neben Clay nieder und blickte zu den Überwachungskameras auf.

»Aha«, sagte Clay.

»Um zwei Uhr hat er sich auf einen anderen Häftling gestürzt, ihn windelweich geschlagen und damit einen hübschen kleinen Aufruhr provoziert. Wir mussten sechs Leute schicken, um die Lage unter Kontrolle zu bekommen. Er wurde, na ja, übel zugerichtet.«

»Tequila?«

»Ja, Tequila Watson. Der andere Kerl liegt auf der Krankenstation. Rechnen Sie damit, dass die Anklage um ein paar Punkte erweitert wird.«

»Gibt's da keine Zweifel?«, fragte Clay.

»Ist alles auf Video.«

Damit war das Gespräch beendet, denn auf der anderen Seite der Plexiglasscheibe wurde Tequila von zwei Wärtern zu seinem Platz geführt. Normalerweise wurden den Häftlingen die Handschellen abgenommen, wenn sie mit ihren Anwälten sprachen. Offensichtlich hatte man sich in Tequilas Fall dagegen entschieden. Als er sich setzte, traten die Wärter zwar etwas zurück, blieben aber in der Nähe.

Tequilas linkes Auge war so stark geschwollen, dass er darauf vermutlich nicht sah. Seine Augenwinkel waren mit getrocknetem Blut verklebt. Das rechte Auge war nicht geschwollen, aber die Pupille war grellrot. Auf seiner Stirn prangte ein Klebeband mit einer Mullbinde darunter, auf seinem Kinn klebte ein Pflaster. Auch seine Lippen und Wangen waren stark angeschwollen. Unwillkürlich fragte Clay sich, ob der Mann, der ihm da in etwa einem Meter Entfernung hinter der Plexiglasscheibe gegenüber saß und brutal zusammengeschlagen worden war, tatsächlich sein Mandant war.

Clay nahm den schwarzen Hörer und forderte Tequila durch eine Geste auf, dasselbe zu tun. Umständlich ergriff Tequila den Hörer auf seiner Seite mit beiden Händen.

»Sie sind Tequila Watson?« Clay blickte seinem Mandanten in das halbwegs unversehrte Auge.

Tequila nickte sehr langsam, als würden ihm lose Knochen durch den Kopf fliegen.

»Waren Sie beim Arzt?«

Ein Nicken. Ja.

»Haben die Wärter Sie so zugerichtet?«

Tequila schüttelte den Kopf, ohne zu zögern. Nein.

»Die anderen Jungs aus Ihrer Zelle?«

Ein Nicken. Ja.

Es war schwer vorstellbar, dass ein Leichtgewicht wie Tequila Watson, der deutlich unter siebzig Kilo wog, die anderen Insassen einer überbelegten Gefängniszelle einschüchtern konnte.

»Kannten Sie den Jungen?«

Kopfschütteln. Nein.

Bis jetzt wäre Tequilas Hörer nicht vonnöten gewesen. Allmählich hatte Clay das ewige Nicken und Kopfschütteln satt.

»Warum haben Sie ihn verprügelt?«

Unter großer Anstrengung öffnete Tequila die geschwellenen Lippen. »Weiß ich nicht.« Er brachte die Antwort nur mühsam und offenbar unter Schmerzen hervor.

»Na großartig, Tequila. Damit kann ich wirklich viel anfangen. Wie wäre es mit Selbstverteidigung? Hat er Sie angegriffen? Zuerst zugeschlagen?«

»Nein.«

»War er auf Drogen oder betrunken?«

»Nein.«

»Hat er Sie beleidigt oder bedroht?«

»Nein ... geschlafen.«

»Wie bitte?«

»Er hat geschlafen.«

»Und dabei zu laut geschnarcht? ... Vergessen Sie's.«

Clay wandte den Blick ab. Plötzlich hatte er das Gefühl, sich Notizen auf seinen gelben Notizblock kritzeln zu müssen. Er notierte Datum, Zeit und Ort des Gesprächs sowie den Namen seines Mandanten. Dann fiel ihm nichts Wichtiges mehr ein, das festgehalten zu werden lohnte. In seinem Gedächtnis waren hundert Fragen gespeichert, und weitere hundert hatte er noch in Reserve. Eigentlich wurden bei diesen ersten Gesprächen fast immer dieselben Fragen gestellt: Man erkundigte sich

beim Mandanten nach seinem elenden Leben und wie es dazu gekommen war, dass man sich jetzt hier gegenüber saß. Die Wahrheit lag immer verborgen wie seltene Edelsteine und gelangte nur dann durch die Plexiglasscheibe, wenn sich der Mandant nicht bedroht fühlte. Fragen zu den Bereichen Familie, Schule, Jobs und Freunde wurden in aller Regel ziemlich aufrichtig beantwortet. Doch wenn es um das jeweilige Verbrechen ging, musste man äußerst geschickt agieren. Jeder Strafverteidiger wusste, dass es bei den ersten Gesprächen mit einem Mandanten wenig förderlich war, sich zu sehr auf die Straftat zu konzentrieren. Man grub an anderer Stelle nach Details. Forschte nach, ohne dem Mandanten die Führung zu überlassen. Vielleicht kam die Wahrheit ja später ans Tageslicht.

Wie auch immer, mit Tequila schien es sich anders zu verhalten. Angst vor der Wahrheit konnte man ihm bislang nicht vorwerfen. Clay entschloss sich zu einem Schritt, der ihm unter Umständen viel wertvolle Zeit ersparen konnte. Er beugte sich vor und sagte mit gedämpfter Stimme: »Es heißt, Sie haben einen Jungen durch fünf Schüsse in den Kopf getötet.«

Der geschwollene Kopf bewegte sich leicht auf und ab.

»Einen gewissen Ramón Pumphrey, auch unter dem Namen Pumpkin bekannt. Kannten Sie ihn?«

Wieder ein Nicken.

»Haben Sie ihn erschossen?«, fragte Clay fast flüsternd. Die Wärter passten zwar nicht auf, aber das änderte nichts daran, dass ein Anwalt diese Frage nicht stellte, schon gar nicht in einem Gefängnis.

»Ja«, antwortete Tequila leise.

»Mit fünf Schüssen.«

»Ich dachte, es wären sechs gewesen.«

So viel zum Verfahren. Sechzig Tage, dann kann ich die Akte zuklappen, dachte Clay. Ein einfaches, schnell abzuwickelndes Geschäft. Man bekannte sich schuldig, dafür kam der Angeklagte mit einer lebenslangen Haftstrafe davon.

»Ging es um Drogen?«, fragte Clay.

»Nein.«

»Haben Sie ihn ausgeraubt?«

»Nein.«

»Sie müssen mir schon helfen, Tequila. Es gab doch einen Grund für Ihre Tat, oder?«

»Ich kannte ihn.«

»Das war's? Sie kannten ihn? Das ist alles, was Sie anzubieten haben?«

Tequila nickte, sagte aber nichts.

»War ein Mädchen im Spiel? Haben Sie ihn mit Ihrer Freundin erwischt? Sie haben doch ein Mädchen, oder?«

Clays Mandant schüttelte den Kopf. Nein.

»Ging es in irgendeiner Hinsicht um Sex?«

Nein.

»Reden Sie mit mir, Tequila. Ich bin Ihr Anwalt und der einzige Mensch auf diesem ganzen Planeten, der Ihnen helfen will. Geben Sie mir was, womit ich arbeiten kann.«

»Ich hab manchmal Drogen bei Pumpkin gekauft.«

»Na endlich. Seit wann?«

»Seit ein paar Jahren.«

»Okay. Hat er Ihnen Geld oder Stoff geschuldet? Oder haben Sie ihm was geschuldet?«

»Nein.«

Clay atmete tief durch. Erst jetzt fielen ihm Tequilas Hände auf, die mit Schnitten übersät und so stark angeschwollen waren, dass man keinen einzigen Knöchel erkennen konnte. »Prügeln Sie sich häufiger?«

Eine vage Kopfbewegung – vielleicht ein Ja, vielleicht ein Nein. »Nicht mehr.«

»Aber früher?«

»Wie's bei Jungs halt so ist. Mit Pumpkin hab ich mich auch mal geprügelt.«

Nachdem Clay ein weiteres Mal tief durchgeatmet hatte, hob er seinen Stift. »Besten Dank für Ihre Hilfe, Sir. Wann genau haben Sie sich mit Pumpkin geprügelt?«

»Ist schon lange her.«

»Wie alt waren Sie damals?«

Tequila zuckte die Achseln, als hätte man ihm eine besonders dumme Frage gestellt. Clay wusste aus Erfahrung, dass Mandanten ein schlechtes Langzeitgedächtnis hatten. Sie erinnerten sich, dass man sie gestern ausgeraubt oder letzten Monat verhaftet hatte, aber was länger als dreißig Tage zurücklag, verlor sich im Nebel. Wenn man auf der Straße lebte, musste man sich darauf konzentrieren, den jeweiligen Tag zu überstehen. Für Erinnerungen blieb keine Zeit. Außerdem gab es in der Vergangenheit dieser Menschen nichts, das nostalgische Anwandlungen gerechtfertigt hätte. Eine Zukunft hatten sie nicht, also war auch die kein Orientierungspunkt.

»Ein Kind.« Ob es eine Angewohnheit war oder an seinem schlimm zugerichteten Kopf lag – Tequila blieb bei seinen einsilbigen Antworten.

»Also, wie alt?«

»Vielleicht zwölf.«

»In der Schule?«

»Beim Basketball.«

»War es eine richtige Schlägerei, mit Blut und gebrochenen Knochen?«

»Nein. Ein paar ältere Jungs haben uns getrennt.«

Clay legte den Hörer für einen Moment auf den Tisch, um sich über seine aussichtslose Verteidigungsstrategie Gedanken zu machen. Meine Damen und Herren Geschworenen, mein Mandant hat in einer verdreckten Seitengasse Mr Pumphrey (der unbewaffnet war) aus nächster Nähe durch fünf oder sechs Kopfschüsse getötet, und zwar mit einer gestohlenen Waffe. Für seine Tat gab es zwei Gründe: Er kannte ihn und hat sich vor ungefähr acht Jahren einmal mit ihm auf dem Spielfeld geprügelt. Vielleicht klingt das nicht besonders sinnvoll, meine Damen und Herren, aber wir alle wissen, dass diese Gründe in Washington, D. C., genauso gut sind wie irgendwelche anderen.

Clay griff wieder nach dem Hörer. »Haben Sie Pumpkin häufig getroffen?«

»Nein.«

»Wann haben Sie ihn zum letzten Mal gesehen, bevor Sie ihn erschossen haben?«

Ein Achselzucken. Wieder das Problem mit der Erinnerung.

»Haben Sie ihn einmal pro Woche getroffen?«

»Nein.«

»Einmal im Monat?«

»Nein.«

»Zweimal im Jahr?«

»Könnte hinkommen.«

»Als Sie ihn jetzt getroffen haben, hatten Sie da Streit mit ihm? Helfen Sie mir, Tequila, allmählich wird es mir zu mühsam, die Details aus Ihnen herauszuquetschen.«

»Wir hatten keinen Streit.«

Tequila legte seinen Hörer hin und bewegte den Kopf sehr langsam vor und zurück, als wollte er etwas gegen seine Schmerzen tun. Es war offensichtlich, dass er litt. Die Handschellen schienen an seinen geschwollenen Gelenken in die Haut zu schneiden. Nachdem er den Hörer wieder aufgenommen hatte, sagte er: »Ich erzähl Ihnen, wie's war. Ich hatte eine Pistole und wollte jemanden erschießen. Wen, war egal. Nachdem ich das Camp verlassen hatte, bin ich losgegangen, ohne konkretes Ziel. Ich hab nur jemanden gesucht, den ich umlegen kann. Fast hätte ich einen Koreaner erschossen, der vor seinem Laden stand, aber da waren zu viele Leute. Dann hab ich Pumpkin gesehen, den ich ja kannte. Wir haben uns kurz unterhalten, und dann hab ich gesagt, ich hab Stoff dabei, wenn er was will. Wir sind in die Seitenstraße, und ich hab ihn erschossen. Keine Ahnung, warum. Ich wollte einfach jemanden töten.«

Als klar war, dass Tequilas Geschichte beendet war, fragte Clay: »Was ist das ›Camp?«

»Das Entziehungsheim, wo ich zuletzt gelebt hab.«

»Wie lange?«

Tequila ließ sich mit der Antwort Zeit. Als sie dann kam, war Clay überrascht. »Einhundertfünfzehn Tage.«



»Sie waren einhundertfünfzehn Tage clean?«

»Ja.«

»Und als Sie Pumpkin erschossen haben, standen Sie auch nicht unter Drogen?«

»Nein. Ich bin immer noch clean. Jetzt sind es einhundertsechzehn Tage.«

»Haben Sie vorher schon mal jemanden erschossen?«

»Nein.«

»Wo hatten Sie die Pistole her?«

»Hab ich aus der Wohnung von meinem Cousin gestohlen.«

»Wird das Entziehungsheim abgesperrt?«

»Ja.«

»Sind Sie ausgerissen?«

»Nein, ich hatte zwei Stunden Ausgang. Nach hundert Tagen kann man zwei Stunden raus.«

»Sie haben also das Camp verlassen, sind zur Wohnung Ihres Cousins gegangen, haben die Pistole geklaut, sind dann einfach so rumgelaufen, um jemanden zu finden, den Sie umbringen können, und dann sind Sie Pumpkin begegnet.«

Tequila nickte schon, als Clay noch gar nicht ausgeredet hatte. »Genau. Fragen Sie mich nicht, warum. Ich weiß es nicht. Ich hab keine Ahnung.«

Clay glaubte zu sehen, dass Tequilas gerötetes rechtes Auge etwas feucht wurde. Vielleicht empfand er Schuldgefühle oder Reue, aber Clay war sich nicht sicher. Er zog ein paar Papiere aus seiner Aktentasche und schob sie durch den Schlitz in der Plexiglasscheibe. »Unterschreiben Sie diese Formulare neben den roten Markierungen. In zwei Tagen komme ich wieder.«

Tequila ignorierte die Papiere. »Was passiert jetzt mit mir?«, fragte er.

»Darüber reden wir später.«

»Wann komme ich hier raus?«

»Das könnte lange dauern.«

Die Betreiber des Entziehungsheims »Deliverance Camp« sahen keinen Grund, vor Problemen in Deckung zu gehen. Folglich befand sich der Sitz dieses Hauses der »Erlösung« mitten in der urbanen Kriegszone, die jene Opfer produzierte, deren letzte Hoffnung eine rigorose Therapie war. D-Camp war keine abgelegene Entziehungsanstalt auf dem Land, keine hinter Mauern verborgene Klinik in einem wohlhabenden Viertel der Stadt. Die Patienten kamen von der Straße, wo ein Großteil von ihnen auch wieder landen würde.

Die Einrichtung lag in der W Street im Norden Washingtons, mit Aussicht auf eine Reihe verlassener Doppelhäuser mit zugenagelten Fenstern, wo manchmal Crackdealer ihren Geschäften nachgingen. In Sichtweite befand sich ein berüchtigtes, verwaistes Grundstück, auf dem früher eine Tankstelle betrieben worden war. Hier trafen die kleinen Dealer ihre Zulieferer, und die Geschäfte wurden in aller Öffentlichkeit abgewickelt. Wollte man den inoffiziellen Angaben der Polizei Glauben schenken, dann waren auf diesem Grundstück schon mehr von Kugeln durchsiebte Leichen gefunden worden als irgendwo sonst in Washington.

Clay fuhr langsam die W Street hinab. Die Fenster seines Autos waren geschlossen, seine Hände umklammerten krampfhaft das Lenkrad, sein Blick irrte unbeständig umher, und es schien ihm unvermeidlich, dass er bald Schüsse hören würde. In die-

sem Getto war ein Weißer für viele eine unwiderstehliche Zielscheibe. Die Tageszeit spielte dabei keine Rolle.

Das D-Camp war in einem ehemaligen Lagerhaus untergebracht, das früher in städtischem Besitz gewesen war. Irgendwann hatte die Kommune das Interesse an dem Gebäude verloren und es für ein paar Dollar an eine Non-Profit-Organisation verkauft, die mit gutem Grund in dieser Gegend reichlich Kunden vermutete. Das große Lagerhaus aus rotem Backstein hatte mittlerweile eine kastanienbraune Fassade, deren unterer Teil von den ortsansässigen Graffiti-Künstlern dekoriert worden war. Der Kasten nahm die Länge eines ganzen Häuserblocks ein. An der Straßenfront und an den beiden Außenseiten des Gebäudes waren sämtliche Türen und Fenster zubetoniert, sodass hohe Zäune mit Stacheldraht überflüssig waren. Wer aus dem Haus der Erlösung ausbrechen wollte, musste Hammer und Meißel mitbringen – und die Bereitschaft, einen Tag lang ununterbrochen zu arbeiten.

Clay parkte seinen Honda Accord direkt vor dem ehemaligen Lagerhaus und fragte sich, ob er aussteigen oder lieber Vollgas geben sollte. Über der massiven Sicherheitstür hing ein kleines Schild: DELIVERANCE CAMP. PRIVATGRUNDSTÜCK. BETRETEN VERBOTEN. Als ob irgendjemand den Wunsch verspüren könnte, freiwillig da hineinzuspazieren. Vor dem Gebäude lungerten genau die Charaktere herum, mit denen man in dieser Gegend rechnen musste: die übliche Horde abgebrühter Gettokids, die mit Sicherheit mit Drogen handelten und genügend Waffen dabei hatten, um die Polizei fern zu halten, außerdem zwei alkoholisierte, nebeneinander torkelnde Penner – womöglich Familienangehörige, die Verwandte im D-Camp besuchen wollten. Clays Job hatte ihn schon in die meisten ungemütlichen Stadtteile Washingtons geführt, und mittlerweile hatte er genügend Erfahrung gesammelt, um den Furchtlosen mimen zu können. Ich bin Anwalt und geschäftlich hier. Halten Sie den Mund, und treten Sie zur Seite. In fast fünf Jahren beim OPD war noch nicht einmal auf ihn geschossen worden.

Während er seinen am Bordstein geparkten Wagen abschloss, musste er sich bekümmert eingestehen, dass möglicherweise keiner dieser Kriminellen Interesse hatte, sein mickriges Auto zu klauen, das mittlerweile zwölf Jahre und zweihunderttausend Meilen auf dem Buckel hatte. Nehmt es, sagte er im Stillen.

Mit angehaltenem Atem ging er los. Er ignorierte die neugierigen Blicke der auf dem Bürgersteig herumlungernenden Jugendlichen. Hier gibt's im Umkreis von zwei Meilen außer dir keinen einzigen Weißen, dachte er. Nachdem er auf den Klingelknopf neben der Tür gedrückt hatte, meldete sich eine krächzende Stimme über die Gegensprechanlage. »Wer ist da?«

»Mein Name ist Clay Carter. Ich bin Rechtsanwalt und habe um elf Uhr eine Verabredung mit Talmadge X.« Noch immer davon überzeugt, dass es sich um ein Missverständnis handeln musste, sprach er den Namen sehr deutlich aus. Am Telefon hatte er die Sekretärin gebeten, ihm den Nachnamen zu buchstabieren, doch sie hatte ihm barsch geantwortet, dies sei kein Nachname. Was war es dann? Einfach ein X. Ob es ihm passe oder nicht.

»Moment«, sagte die Stimme, und Clay wartete. Er zwang sich verzweifelt, nur die Tür anzustarren und alles andere zu ignorieren. Zu seiner Linken glaubte er ganz in der Nähe eine Bewegung wahrzunehmen.

»Du bist also Anwalt, ja?«, ertönte das hysterische Organ eines schwarzen Jugendlichen, so laut, dass es niemandem entgangen sein konnte.

Als Clay sich umdrehte, fiel sein Blick auf die schrille Sonnenbrille der Nervensäge. »Allerdings«, antwortete er so cool wie möglich.

»Nie und nimmer«, sagte der Junge, hinter dem sich mittlerweile eine kleine Gruppe Neugieriger gebildet hatte.

»Tut mir Leid, aber es ist so.«

»Du kannst kein Anwalt sein, Mann.«

»Keine Chance«, sagte ein anderer aus der Gang.

»Ganz sicher, dass du Anwalt bist?«

»Ja«, antwortete Clay, der wusste, dass er wohl oder übel mitspielen musste.

»Welcher Anwalt fährt so eine beschissene kleine Karre?«

Clay wusste nicht, was ihn mehr verletzte – das Gelächter der Gang oder die Tatsache, dass der Junge Recht hatte. Dann machte er alles noch schlimmer. »Den Mercedes fährt meine Frau.« Ein misslungener Versuch, witzig zu sein.

»'ne Frau hast du auch nicht. Du hast kein' Ring.«

Gibt's was, das denen nicht aufgefallen ist?, fragte Clay sich. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür mit einem Klicken. Statt sich fluchtartig in das Gebäude zu retten, gelang es ihm, einigermaßen cool einzutreten. Der Empfangsbereich glich einem Bunker: Boden und Wände aus Beton, Stahltüren, keine Fenster, eine niedrige Decke, ein paar grelle Lampen. Eigentlich fehlten nur noch Sandsäcke und Waffen. Hinter einem großen Behördenschreibtisch saß eine Frau, die auf zwei Leitungen gleichzeitig telefonierte. »Er kommt gleich«, sagte sie, ohne aufzusehen.

Talmadge X war ein drahtiger, impulsiver Mann um die fünfzig, der kein Gramm Fett auf den Rippen hatte. Auf seinem faltigen und frühzeitig gealterten Gesicht zeichnete sich nicht der Anflug eines Lächelns ab. Der verletzliche Blick seiner großen Augen ließ vermuten, dass er jahrzehntelang auf der Straße gelebt hatte. Seine Hautfarbe war sehr dunkel – ein augenfälliger Kontrast zu dem gestärkten weißen Baumwollhemd und der ebenfalls strahlend weißen Latzhose. Seine Kampfstiefel waren auf Hochglanz gewienert und glänzten mit der Vollglatze um die Wette.

Er wies auf den einzigen Stuhl in seinem nur mit dem notwendigsten eingerichteten Büro und schloss dann die Tür. »Haben Sie den Papierkram dabei?«, fragte er. Einleitender Smalltalk gehörte offensichtlich nicht zu seinen Stärken.

Clay reichte ihm die erforderlichen, von Tequila Watson unterzeichneten Formulare, dessen Schrift wegen der Handschellen kaum zu entziffern war. Talmadge X studierte die Papiere ausführlich. Clay fiel auf, dass er keine Uhr trug.

Die Zeit schien an der Eingangstür ausgesperrt worden zu sein.

»Wann hat er die unterschrieben?«

»Heute. Ich habe ihn vor ungefähr zwei Stunden im Gefängnis aufgesucht.«

»Und Sie sind sein Pflichtverteidiger?«, fragte Talmadge X.  
»Offiziell?«

Der Mann hatte nicht nur einmal persönliche Erfahrungen mit dem Strafrecht gemacht. »Ja. Vom Gericht bestellt, vom Office of the Public Defender beauftragt.«

»Arbeitet Glenda noch da?«

»Ja.«

»Wir kennen uns schon lange.« Für seine Verhältnisse kam das einer Plauderei sehr nahe.

»Wussten Sie das mit dem Mord schon?«, fragte Clay, während er einen Notizblock aus seiner Aktentasche zog.

»Bis zu Ihrem Anruf vor einer Stunde nicht«, antwortete Talmadge X. »Als er am Dienstag nicht von seinem Ausgang zurückgekommen ist, war uns allerdings klar, dass etwas nicht stimmte. Aber wir rechnen immer damit, dass irgendetwas nicht stimmt.« Talmadge X sprach gemächlich und wählte seine Worte sorgfältig. Er blinzelte häufig, doch sein Blick irrte nie umher. »Erzählen Sie mir, was passiert ist.«

»Das ist vertraulich, okay?«

»Ich bin sein Betreuer und sein religiöser Beistand. Sie sind sein Anwalt. Alles, was in diesem Raum gesagt wird, bleibt unter uns. Einverstanden?«

»In Ordnung.«

Clay informierte Talmadge X über die Details, die er bisher zusammengetragen hatte, und ließ auch Tequilas Schilderung der Ereignisse nicht aus. Formal gesehen und hinsichtlich der Standesregeln war es heikel, die Äußerungen eines Mandanten an einen Dritten weiterzugeben, aber wer scherte sich schon darum? Talmadge X wusste mehr über Tequila Watson, als Clay auf eigene Faust je herausbekommen würde.

Während Clay sprach, blickte Talmadge X resigniert zur

Decke auf und schloss die Augen. Es schien, als wollte er Gott fragen, warum all dies geschehen musste. Er wirkte tief in Gedanken verloren und beunruhigt.

»Was kann ich tun?«, fragte er, als Clay schwieg.

»Ich würde gern die Akte sehen, die Sie über Tequila Watson angelegt haben. Er hat sein Einverständnis gegeben.«

Die Akte lag vor Talmadge X auf dem Schreibtisch. »Später«, sagte er. »Zuerst sollten wir reden. Was wollen Sie wissen?«

»Lassen Sie uns mit Tequila beginnen. Wo kommt er her?«

Jetzt blickte Talmadge X Clay wieder an. Ganz offensichtlich wollte er helfen. »Von der Straße, wie alle hier. Man hat ihn an die Fürsorge überwiesen, weil er ein hoffnungsloser Fall war. Von einer Familie kann man bei ihm eigentlich nicht sprechen. Seinen Vater hat er nicht gekannt, seine Mutter starb an Aids, als er drei war. Aufgezogen haben ihn eine oder zwei Tanten, die ihn gelegentlich zu anderen Verwandten abgeschoben haben. Dann hier und da Pflegeheime, manchmal auf gerichtlichen Beschluss, schließlich Jugendziehungsanstalten. Die Schule hat er geschmissen. Für uns hier ein typischer Fall. Wissen Sie über diese Einrichtung Bescheid?«

»Nein.«

»Wir sind für die schlimmsten Fälle zuständig, für die Schwerstabhängigen. Wir sperren sie monatelang ein, und es geht ähnlich zu wie in der Grundausbildung bei der Army. Was das Personal angeht, haben wir außer mir sieben Leute, alles Drogenabhängige. Einmal süchtig, immer süchtig – auch wenn man clean ist. Bestimmt wissen Sie das. Vier von uns sind jetzt Geistliche. Ich habe dreizehn Jahre lang wegen Drogendelikten und Raub gesessen. Dann habe ich den Weg zu Jesus gefunden. Wie auch immer, wir sind auf die jungen Cracksüchtigen spezialisiert, denen sonst niemand mehr helfen kann.«

»Nur Crack?«

»Crack ist *die* Droge, Mann. Billig, massenhaft verfügbar. Damit kann man dieses elende Leben für ein paar Minuten

vergessen. Aber wenn man einmal mit Crack angefangen hat, kann man die Finger nicht mehr davon lassen.«

»Tequila konnte mir nicht viel über seine Vorstrafen erzählen.«

Talmadge X öffnete die Akte und blätterte darin herum. »Wahrscheinlich erinnert er sich an kaum was, weil er jahrelang permanent unter Drogen gestanden hat. Hier, ich hab's. Ein paar kleinere Delikte in der Jugend: Diebstahl, geklaute Autos, das Übliche. Haben wir alle gemacht, um an Geld für den Stoff zu kommen. Mit achtzehn hat er vier Monate wegen Ladendiebstahl gesessen. Letztes Jahr haben sie ihn wegen Drogenbesitz drangekriegt, dafür gab's drei Monate. Eigentlich gar keine schlechte Bilanz für einen von unserer Art. Gewalt war nie im Spiel.«

»Wie viele schwere Verbrechen?«

»Eingetragen ist keines.«

»Das könnte hilfreich sein«, sagte Clay. »In gewisser Hinsicht.«

»Hört sich für mich eher so an, als könnte ihm nichts mehr helfen.«

»Mir wurde gesagt, es gibt mindestens zwei Augenzeugen. Optimistisch bin ich also nicht.«

»Hat er vor den Bullen gestanden?«

»Nein. Die haben mir erzählt, er hätte nach der Festnahme kein Sterbenswörtchen gesagt.«

»Das kommt selten vor.«

»Allerdings.«

»Klingt nach lebenslänglich ohne Bewährung«, meinte Talmadge X. Hier sprach die Stimme der Erfahrung.

»Sie sagen es.«

»Für uns ist das nicht der Weltuntergang, Mr Carter. Das Leben im Gefängnis ist in vielerlei Hinsicht besser als das auf der Straße. Ich kenne jede Menge Leute, die den Knast vorziehen. Traurig ist nur, dass Tequila einer der seltenen Fälle war, der es hätte schaffen können.«

»Warum?«



»Er hat Grips. Nachdem er erst mal clean und gesund war, hat er sich gut gefühlt. Zum ersten Mal seit etlichen Jahren war sein Kopf nicht vernebelt. Er konnte nicht lesen, also haben wir es ihm beigebracht. Er hat gern gemalt, und wir haben sein Talent gefördert. Wir machen uns keine Illusionen hier, aber auf Tequila waren wir stolz. Er hat sogar darüber nachgedacht, seinen Namen zu ändern. Sie können sich denken, warum.«

»Sie machen sich keine Illusionen?«

»Sechsendsechzig Prozent unserer Schützlinge werden rückfällig, Mr Carter. Zwei Drittel. Wenn wir sie hier aufnehmen, sind sie krank und zugeröhnt, das Crack hat ihren Körpern und Gehirnen bereits schwer zugesetzt. Sie sind unterernährt, fast verhungert. Sie haben Hautausschlag, die Haare fallen ihnen aus. Es sind die kränksten Schwerstabhängigen, die eine Stadt wie Washington produziert. Wir entziehen ihnen das Gift, pöppeln sie wieder auf, sperren sie ein und verordnen ihnen die erwähnte Grundausbildung. Wie bei der Army stehen sie um sechs Uhr morgens auf, schrubben ihre Zimmer und warten die Inspektion ab. Um halb sieben gibt's Frühstück, dann werden sie einer Non-Stop-Gehirnwäsche unterzogen. Unsere Leute hier kennen keinen Spaß. Sie haben früher dasselbe durchgemacht wie ihre Schützlinge. Kein Scheiß, Mr Carter – verzeihen Sie den Ausdruck –, aber sie haben keine Chance, uns zu betrügen, weil wir selbst Betrüger waren. Nach einem Monat sind sie clean und sehr stolz auf sich. Die Außenwelt vermissen sie schon aus dem Grund nicht, weil dort sowieso nichts Erfreuliches auf sie wartet: kein Job, keine Familie, niemand, der sie liebt. Gehirnwäsche ist bei ihnen einfach, und wir ziehen die Sache erbarmungslos durch. Nach drei Monaten gestatten wir ihnen unter Umständen ein bis zwei Stunden Ausgang pro Tag, aber das hängt vom Einzelfall ab. Neun von zehn Leuten kommen zurück und können es gar nicht abwarten, endlich wieder in ihren kleinen Zimmern zu sein. Ein Jahr lang behalten wir sie hier, Mr Carter, volle zwölf Monate. Wir versuchen, ihnen was beizubringen, zum Beispiel, wie man mit einem Computer umgeht. Sachen, die ihnen später mal bei



John Grisham

**Die Schuld**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 464 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-87786-3

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2004

Gefangen im weiten Netz der Korruption

Clay Carter muss sich schon viel zu lange und mühsam seine Sporen im Büro des Pflichtverteidigers verdienen. Nur zögernd nimmt er einen Fall an, der für ihn schlicht ein weiterer Akt sinnloser Gewalt in Washington D.C. ist: Ein junger Mann hat mitten auf der Straße scheinbar wahllos einen Mord begangen. Clay stößt aber auf eine Verschwörung, die seine schlimmsten Befürchtungen weit übertrifft.